

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

41.

Donnerstag, am 10. October 1850.

### U n d e r O d e r.

Novelle von M. Philippi.

Das Dorf L. bei Winzig in Preussisch-Schlesien liegt eine Stunde von dem Oderufer entfernt und ist seiner Fruchtbarkeit wegen weit und breit bekannt. Frische, große Wiesen sind seine nächste Umgebung, und lange Weizen-, Raps- und Kleefelder entzücken unsere Augen; insbesondere aber wundern und freuen wir uns über den beispiellos hochgewachsenen Hafer, welcher in dieser Gegend vorzüglich gedeiht. All diese unglaubliche Fülle von landwirthschaftlichem Segen verdankt aber dieser Landesstrich dem schönen Oderfluß, durch dessen Großartigkeit und stolzen Gang er seine üppige Fruchtbarkeit und Schönheit erhält. Auf den Hügeln bei der Aue stehen kleine Fischerhütten zerstreut, welche dem breiten Strome so nahe zu sein scheinen, daß man von der Ferne aus glauben kann, sie würden von ihm fortgerissen. Doch leben die Leute, die armen Fischer, darin so glücklich und zufrieden, weil sie vor jeder Gefahr sicher sind; ihre erbärmlichen Häuschen stehen fester, als manches prächtige Schloß der in

ihrer Nähe wohnenden Rittergutsbesitzer. Denn leider verlangt die stolze Beherrscherin dieser Fluren, die Oder, für die reichen Ernten, welche ihre Nachbarschaft gewährt, manchen Lohn und zuweilen viel Menschenopfer. Sie läßt sich für die Vortheile, die sie gewährt, auch theuer bezahlen und, wenn sie aus ihrem Bette tritt, so ist das Ersparniß der Landleute oft auf viele Jahre dahin, ja dieselben können noch dem Geschick dankbar sein, hat es ihr Leben geschont.

„Die Oder ist ein böses Wasser!“ rufen ihre Nachbarn aus und gar mancher Mann spricht dies Wort aus Erfahrung, weil sie ihm zuweilen das Theuerste und Kostbarste entrißen hat. Darum ist es aber doch eine schöne und fruchtbare Gegend, wo sie vorbeischießt, und die Nachtheile, die sie dem Einzelnen verursacht, werden von dem bedeutenden, hundertfältigen Nutzen, den sie Tausenden spendet, splendid aufgewogen. Gräßlich, grausam und in zerstörender Vernichtung aller Umgebungen tritt sie dann auf, wenn das Unglück eines Dammbrechens geschieht, und erbarmungslos verschlingt sie Menschen, Vieh, Gebäude und Alles, was sie überfluthet. Selbst die mächtigen Eichen in den bei ihrem Ufer zunächst befindlichen Wäldern

bedeckt sie mit ihrem Schaum, in welchem Zustande sie am gefährlichsten ist, und mit Entsetzen sehen wir später auf die Ueberbleibsel einer so großen Ueberschwemmung, die einen trostlosen Anblick darboten. Kinderwiegen und Hausgeräthe aller Art schwimmen auf der Oberfläche des beruhigten Wassers herum und sind ein Beweis, wie schonungslos dasselbe in seiner blinden Wuth sich in alle Lebensverhältnisse gemischt hat. Besonders die Dörfer in der Aue laufen die meiste Gefahr und, obwohl sie die schönsten Wiesen besitzen und die Kühe die reichlichste, fetteste Milch geben, sind die Leute, welche dort wohnen, doch niemals recht sicher, daß sie ihre Habe und ihr Leben auf die leichteste Weise einbüßen können. Glücklicherweise gibt ein sogenanntes „Heulen der Oder“ ein Zeichen, das Jedem andeutet, seinen Wohnort zu verlassen und sein Eigenthum zu schützen; aber in der Nacht, wo dieses doch nicht gehört werden kann, überrascht der kalte Tod manchen Menschen im Schlafe und von Testamentmachen kann da nicht mehr die Rede sein.

In dem Dorfe L. steht ein großes Schloß, welches einem Kommerzienrath Zerboni gehört, dessen Familie die Sommermonate darin verlebt. Die Fronte von zwölf großen Fenstern weist auf die Oder hin, welche manch kleines Schifflein und täglich eine Anzahl Kähne vorbei trägt — eine stets angenehme, lebendige Aussicht für den Liebhaber von Flußgegenden. Hübsch abgetheilte, ebene Fuß- und Fahrwege bilden zu den wogenden Getreide- und Gemüsesfeldern, den weiß- und buntfarbigen Kleegebänden und dem nie vergelbten, Wiesengrün einen angenehmen Kontrast. Rechts von dem großartigen Gebäude führt der Weg zu einem, mehrere Meilen langen Walde, der einen Spaziergang für die Gutsherrschaft gewährt. In der Mitte desselben, an einer offenen, leichten Stelle, erhebt sich ebenfalls ein herrschaftliches, jedoch kleines Wohngebäude, welches eine romantische Lage besitzt. Dasselbe wurde, trotz der einsamen und waldigen Gegend, von zahlreicher Familie bewohnt, welche gleich den Waldvögeln unter und auf den Bäumen zuweilen sichtbar war; denn die Natur hatte die Kinder des Gutsbe-

stizers zu großer Natürlichkeit erzogen und die Mädchen erkletterten eben so wild die Buchen und Eichen, wie die Knaben. Es war eine Lust, den muntern Kindern zuzusehen und nur ein einziges, das älteste — ein junger Mann von 21 — 22 Jahren — stach wunderbar von seinen Geschwistern ab, weil er eher ein Träumer und Kopfhänger, als ein Wildfang war. Deshalb lachte ihn das ganze Haus aus und gab ihm den Spottnamen: Dusler.

Das Zerboni'sche Schloß dagegen, weit größer als das Haus im Walde, wurde von stillen Frauen bewohnt. Die Kommerzienrätin lebte mit ihren beiden Töchtern von 17 und 11 Jahren darin; denn ihr Gemahl betrieb zu Brieg sein Bankiergeschäft und ihre Söhne besuchten das dortige Gymnasium. Bei allem großen Reichthum war ihr Leben höchst einfach eingerichtet, ja aus reiner Dekonomie schickte der begüterte Kaufmann Weib und Kinder nach L., um den Aufenthalt der Stadt zu sparen und Marie wie Doris mußten daselbst die billigsten Kleidungsstücke tragen, damit der Herr Papa nicht zu unnützen Ausgaben verleitet wurde, der lieber mit Worten und guten Lehren zahlte, als mit Füchsen und Schimmeln. Seines Geizes halber ließ er die jüngste Tochter von Marie unterrichten, um einen Hauslehrer zu ersparen . . . . Hatte ihn nicht eine schon Unterrichts-honorar genug gekostet?! . . . .

Das Beste bei diesen niederdrückenden Ersparungsprinzipien war, daß die Natur Mutter und Kinder mit einer großen Portion Heiterkeit ausgestattet hatte, weil sie unter dem Joch des Hausherrn sonst sehr gelitten hätten. Es genügte allen Dreien schon, daß sie von ihm entfernt leben konnten und Schloß L. war ihr Paradies, nach welchem sie den ganzen Winter schmachteten. Ueberdies waren die dortigen Leute so lieb und gut, daß ihr Umgang auf die Familie des Kommerzienrathes wohlthuender einwirkte, als der Kleinstädtische, welcher sich vor ihrem Golde beugte und innerlich vor Neid darüber verging . . . . Ist es nicht gewöhnlich so, daß aller äußere und innere Vorzug vor Andern mit scheelem Auge angesehen wird?! . . . .

Marie machte auch die Bekanntschaft von

Julie von Walter, der ältesten Tochter der wilden Waldfamilie, obgleich ihr Wesen eine ganz andere Richtung besaß, als Anschlag zu spielen und wie ein Schmetterling von einem Ort zum andern zu eilen. Ihr Charakter war bestimmt und fest, voller Liebe und Treue, schüchtern und verschämt, flug und still, und besaß mit dem des ältesten Bruders ihrer Freundin in vielen Punkten große Aehnlichkeit. Doch war Ferdinand zuweilen heftig und rauh, wenn er eine Ungerechtigkeit ertragen mußte, und Marie stets sanft und nachgiebig, wenn auch über erlittenes Wehe heimlich eine Thräne ihren Augen entschlüpfte. Der Vater hatte sie in Sanftmuth geübt und oft durfte nicht einmal ein trüber Zug auf ihrem Gesichte sichtbar sein, schalt er sie in einfacher Weise. „Die Frauen müssen demüthig sein!“ das war seine Meinung, und darum verfuhr er übermüthig mit ihnen. So viel er in seinem Geschäfte leisten mußte, erübrigte er immer noch so viel Zeit, um seine Familie zu quälen.

Ein einziger Mensch verschuldet oft das Unglück einer zahlreichen Familie und ist es der Vorstand desselben, so ist das Unglück um so größer, da von ihm deren Wohl und Wehe unbedingt allein abhängt.

Das städtische Treiben weicht gänzlich von dem ländlichen ab. Dem Gesellschaftsleben behagt das erstere freilich besser, als das zweite, welches nur den Einfachen und Bescheidenen wahrhaft beglücken und zufrieden stellen kann. Liebt man nicht die Blumen, das Feld und die ganze Natur, so ist es mit dem Landleben ein übles Ding, weil es auf die Dauer dann unbedingt keinen Reiz für uns haben kann; aber wer sich der Wirthschaft und der ländlichen Beschäftigungen mit Freuden annimmt und darin sein Wohlgefallen findet, der ist zehnmal beneidenswerther, als der unglückliche Städter in seinen Zimmern und Straßen, wo die Luft beengt ist und das Herz nicht frei zu schlagen vermag, weil es sich nicht so leicht entzücken kann, wie bei dem Anblick köstlicher Höhen und

Gründe, von Menschen und Vieh zahlreich belebt. Auf dem Lande wächst unser Brot und unsere sämmtliche Nahrung, und schon darum möchten wir es Alle lieben. Denn was nützt ein überfülltes Herz und ein vollgepfropfter Kopf, wenn der Magen Hunger schreit?!

Die Kommerzienrätthin Zerboni und ihre beiden lieblichen Töchter erfaßten den ländlichen Sommeraufenthalt von der richtigen Seite und fühlten kein Unbehagen darüber, Krieg zeitweise im Rücken zu haben. Marie und Doris widmeten sich den Geschäften und Vergnügungen des Dorflebens und gediehen herrlich dabei; die Eitelkeit war ihnen fremd und Hüte, sowie Handschuhe, bei ihnen verpönt. Die vernünftige Erziehung ihrer Mutter hatte sie zu tüchtigen, brauchbaren Menschen herangebildet und aus ihrem Gemüth jeglichen Trieb zur Verschwendung und Buzsucht entfernt. Beide waren Mädchen mit häuslichem Verstande, ungeziert und natürlich. Marie neigte sich wohl etwas der jugendlichen Schwärmerei zu und ihre Phantasie schuf sich zuweilen reizende Bilder, welche ihren Geist beschäftigten; aber Doris war noch ein ganzes Kind und von kindlichen Ideen nur durchdrungen. Marie's Bildung konnte jedoch eine hohe und gereifte genannt werden; denn sie hatte sich früh entwickelt und die Familienmishelligkeiten machten sie in ihren jüngsten Jahren schon zu einer ernstern und tröstenden Freundin ihrer Mutter.

Julie von Walter liebte in ihrer Wildheit Marie mit ungestümer Liebe und empfing ihren Besuch stets mit großem Geschrei, daß deren Zartgefühl die alleinige Ursache war, eine solche Freundschaft mit Geduld zu ertragen. Denn Marie war ruhig und empfand Alles, Freude und Schmerz; aber laut konnte sie sich über nichts äußern und deshalb wurde sie von einem ihr Unbekannten zuweilen für kalt gehalten, obgleich dies ein großer Irrthum war. Diese Gelassenheit nach Außen erzeugte in ihrem Innern vielmals heftige Kämpfe und solche Charaktere, welche Alles in sich abmachen und nur in sich selber Frieden suchen, sind diejenigen, die am meisten leiden und doppelt fühlen.

Wer in der Welt seinen Kummer, seine

tiefften Erregungen des Gemüthes, ausschreien kann, der ist sicherlich der Glückliche; ihm geht nichts bis an das Herz, weil das Höchste und Heiligste, schmerzlicher oder freudiger Natur, nimmermehr zur Schau getragen werden darf, sondern in den verborgensten Räumen der menschlichen Brust verschlossen bleiben muß. Wo das nicht der Fall ist, berührt es auch den Menschen nur oberflächlich, weil es ihm mit seiner Wonne und seinem Wehe nicht Ernst ist. Wie kann der Nächste, welcher selten Jemand in seiner ganzen Individualität kennt, über einen Menschen urtheilen? Warum soll ein Anderer das erfahren, was er nicht zu würdigen verstehen würde? Kennt denn ein Jeder sich selbst? Wir schwanken ja oftmals selbst über unser eigenes Ich und sind darüber im Irrthum; wie leicht ist es daher, daß unser bester Freund etwas mißdeutet und uns verkennt. Es gehört eine genaue Kenntniß der kleinsten und zartesten Bestandtheile des Menschencharakters dazu, um über denselben ein gediegenes, richtiges Urtheil zu fällen. Und wer wollte in Jemandes ganzes Wesen eingedrungen sein?! Selbst Mann und Weib können sich bei täglichem und stündlichem Zusammensein nicht gänzlich erforschen, weil es Fälle im Leben gibt, wo sie in Zweifel sind, wie der Eine oder die Andere bei dieser oder jener Gelegenheit sich benehmen und dies oder das aufnehmen wird. Sobald also noch die unbedeutendsten Zweifel über eines Andern Beschlüsse oder Denkungsart in uns obwalten, liegt seine Persönlichkeit noch nicht vollkommen offen, sondern leicht oder dicht verschleiert vor uns, je nachdem wir mit ihm im Verkehr stehen. Darum ist es ein großes Unrecht von unserer Seite, wenn wir, wie es häufig geschieht, bei den geringfügigsten Begebenheiten auf unsere Mitmenschen einen Stein werfen, oder sie wegen einer unwichtigen, kaum der Nennung werthen, gewöhnlichen Handlung, bis in den Himmel erheben. Denn wie oft ist der Schein einer bösen That uns Grund genug, ein Verdammungswort auszusprechen, und Gegentheils die von uns belobte Güte aus entsetzlichen Motiven entstanden, oder es entspringt unbewußt aus etwas ein Vortheil, welcher in

der Regel dann als ausgezeichnete, unübertreffliche That einem daran ganz Unschuldigen zugeschrieben wird, wofür man ihm den Lorbeerkrantz aufsetzt, den er gar nicht verdient. Es gibt nichts Lächerlicheres, als dem Munde der Leute Glauben zu schenken, welche von Allem zu wenig unterrichtet sind, um die vollständige Wahrheit auszusprechen. Ueberdies ist der Neid zu groß, einem staunenswerthen, großartigen Charakter zu huldigen, und das ist das Loos jedes Sterblichen: verkannt, d. h. für zu gut oder zu schlecht gehalten zu werden. Niemand ist vor bösem Leumund sicher und der Trost muß das Menschengeschlecht aufrecht erhalten: „es sind nicht die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen . . .“ Das Gute muß zuletzt doch erkannt werden, und schämt man sich, es öffentlich in seiner Glorie darzustellen, so läßt ihm das innerste Herz des Andern, selbst das seines Feindes, Gerechtigkeit widerfahren. Aber besser wäre es freilich, wenn man es niemals unterließe, ein jedes Verdienst zu schätzen und zu würdigen. Wollte man Jeden nur nach Außen, d. i. nach seinen Kleidern messen, so würden die Reichen und Vornehmen am besten abschneiden; aber Hobeit und Seelenadel wandeln auch in Lumpen und werden zumeist in den Staub getreten.

Die beiden Mädchen — Marie und Julie — konnten keinen Tag ohne einander leben, obgleich sie nicht die geringste äußere und innere Aehnlichkeit mit einander besaßen. Abwechselnd besuchten sie sich und selbst schlechtes Wetter hielt Beide niemals von einem Wiedersehen ab, weil ihrer Garderobe weder Wind noch Wetter schaden konnte. Die Walter'sche Familie, welche das kleine Nachbargut als einziges Vermögen besaß, war zu arm, um Luxus zu treiben und der Vater Marie's, wie schon gesagt, zu sparsam, seinen Angehörigen Ueberfluß zu reichen. Leinwand hieß die Kleidung der Mädchen, und Sammet wie Seide sollte von ihnen als ein nur unanützer, werthloser Tand betrachtet werden. Vor den Bauern war kein Aufwand nöthig, welche eine wahrhafte Eleganz nicht verstanden hätten; ein Goldschloß mit einer Kette von gleichem Metall dünkte denselben

allein schön und prächtig, begehrenswerther, als ein modernes Collier, wie es allenfalls für die Berboni'schen und Walter'schen Töchter gepaßt haben würde. Allein die Walter'sche Familie, welche zu viel Glieder in sich faßte, mußte froh sein, wenn sie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse erhalten konnte; darum war von Schmuck und moderner Toilette erst gar nicht die Rede, was übrigens von ihr auch keineswegs ersehnt wurde.

Der Vater Julie's kämpfte mit vielen Sorgen und Kümernissen, welche die Kinderschaar ihm bereitete, und so lieb er sie auch hatte, war es ihm unmöglich, seinen ältesten, sehr talentvollen Sohn Ferdinand die Universität beziehen zu lassen, weil ihm die Mittel dazu fehlten. Dieser erschien unter seinen Geschwistern ohnehin als der begünstigte, denn er war der Einzige, welcher die Ritterakademie zu Liegnitz besucht hatte und alle andern Kinder erhielten nur von einem Hauslehrer Unterricht, womit sie sich begnügen mußten.

Herr Flemming — welcher diesen Posten schon seit 10 Jahren bekleidete — war ein alter Kandidat der Theologie, der die Examina zwar glänzend bestanden hatte, aber zum Unglück — seines schlechten Sprachorgans wegen — nirgends eine Pfarrstelle erhielt, so viel Probepredigten er auch hielt. Julie liebte ihn, als sie erwuchs, und hoffte auf seine Versorgung stärker, als er selber, weil sie eine glückliche Pastorfrau werden und ihren Adel, welcher in ihren Augen ein werthloses Wort „von“ war, gern um ihn verlieren wollte. Was wußte sie überhaupt von Stand und Rang? Aber leider theilte er diese Neigung nicht im Mindesten und erhob seine Blicke zu der reichen Bankiertochter, die er durch seine Liebe für sich zu gewinnen gedachte. Denn eine bedeutende Quantität Einnahme von der Liebenswürdigkeit seiner Person ließ ihn bei dieser glänzenden Partie kein Hinderniß erblicken, und Julie würde fast verzweifelt sein, wären ihr seine Zukunftspläne bekannt gewesen. Vor der Hand erkannte sie in ihrer liebsten Freundin noch keine Nebenbuhlerin.

Nur ein Mitglied des Walter'schen Familienkreises wußte von Flemming's Leidenschaft

zu Marie, weil sie ihn schmerzte und eifersüchtig machte. Dies war der älteste Sohn Ferdinand oder vielmehr Dusler, mit welchem Namen man ihn fortwährend rief. Und gerade war Dusler der hellste, erleuchtetste Kopf, welcher mehr that, als über die Befriedigung des Magens nachzudenken; denn sein Herz und sein Geist waren durch Studium und Ausdauer zu einer hohen Bildung gediehen. Zuweilen trübte es seine Tage, daß er auf dem Lande verbauern und seine schönen Fähigkeiten der ihm widerwärtigen Landwirthschaft opfern sollte. Zum Professor hätte er viel besser getaugt und ein solcher konnte er seiner Armuth wegen niemals werden. Zwei seiner Brüder sollten, wie er, Oekonomie lernen und die jüngsten drei dem Militärstande sich widmen; ihnen lag nur die Aussicht vor, als Lieutenants mit knappen Solde schmale Bissen zu essen. Der Vater rechnete für sie auf gute, d. h. „reiche“ Parthien, die sie für die Folge schließen sollten, da eine arme Frau zu heirathen ihnen vom Schicksale von vorn herein verboten war.

Das ist der moderne, jüdische Schacher der — Christen, welcher erlaubt ist . . . . Handel und Wandel muß sein! . . . .

Sechs Schwestern mußten von den Brüdern zukünftig unterstützt werden und der alte Herr von Walter erlangte auch nicht für eine die Begünstigung, in ein adliges Fräuleinstift aufgenommen zu werden. Das wußte er nur zu gut, daß keine ein adliger Mann heimführen würde, weil die Geldheirathen an der Tagesordnung sind und seine Mädchen weder eine reiche Aussteuer, noch Vermögen vor ihm erhalten konnten. Sein Gut ernährte die Familie und versorgte dieselbe mit der nothwendigen Kleidung; aber sobald die Anforderungen derselben darüber hinausgegangen wären, würde er es nicht vermocht haben, ihre Wünsche zu erfüllen. Bei all seiner dürftigen Lage kam es ihm jedoch nie in den Sinn, daß ein bürgerlicher Beamter, ein Pastor u. s. w. auf die Hand einer Tochter Ansprüche machen könnte; denn er hielt auf seinen Adel und hätte das elendeste Leben dem vorgezogen, welches eine Mésalliance in seiner Familie glücklicher gestaltet

haben würde. Den Kommerzienrath haßte er aus tieffter Seele, weil dieser ihm gegenüber den Geldbesitz geltend machte und nur seine Frau verhütete Bänkereien, die aus dieser Feindschaft hätten entstehen können. Die erbärmliche Toilette von Marie und Doris bewirkte, daß er gegen den Verkehr mit ihnen nichts einwendete und die Kinder in ihren Spielen nicht störte, ja er hatte die Mädchen eigentlich sehr lieb, weil sie ihm in ihrer Bescheidenheit wohlgesielen. Sein größtes Vergnügen bestand ja darin, sich zuweilen in das fröhliche Loben der Jugend zu mischen, was auch Herr Flemming that, um in zarten Aufmerksamkeiten gegen Marie sich auflösen zu können. Das verwundete Dusler tief, welcher ohne Theilnahme für die Andern nach ihr allein hinstarrte und durch diese Liebe linkisch und verlegen wurde, daß er allerhand Versehen bei jedem Spiele beging. Denn nichts macht einen jungen Mann ungeschickter und blöder, als die Empfindung einer ersten Liebe; aber diese fast mädchenhafte Schüchternheit, diese Zweifel an Gegenliebe, verhindern es nicht, sie zur gewaltigen Leidenschaft werden zu lassen.

War Marie die zweijährige Zuneigung von Ferdinand und Flemming bekannt, oder schwebte sie darüber im Irrthum? . . . So viel steht fest, daß der Erste von ihr mit freundlichen Blicken zur Fortdauer seiner heißen Gefühle ermuntert und der Letzte von ihr ignorirt wurde, welcher eben an Widerstand gar nicht dachte. Trennte sie sich von ihrem geliebten L., so war ihr das Scheiden von Dusler allemal das schmerzlichste, der ihr bei dieser Gelegenheit stumm die Hand drückte und sie dann plötzlich verließ.

Ferdinand und Marie trauerten den ganzen Winter über, daß sie das Geschick von einander entfernte und doch waren Beide sich ihrer unendlichen Liebe noch nicht recht bewußt. Von Dusler's Lippen war noch nie ein Wort der Zärtlichkeit zu ihr gedrungen, obgleich der Zufall schon oft ein Alleinsein mit ihm herbeigeführt hatte. Er besaß nicht die Kraft, ihr die innere Gluth zu gestehen, die ihn verzehrte und sie mußte daran zweifeln, weil er stumm wie ein Fisch war. Auch sie litt unter dem Ver-

schlossensein von seiner Seite und tadelte ihn im Innersten darüber; ein Wiedersehen brachte ihm jedoch eine rasche Verzeihung und die Ungewißheit über ihn wurde durch seine verstohlenen, liebenden Blicke gehoben. Nur die einsamen Momente, wo sie über sich und ihn nachgrübelte, flüsterten zuweilen ihr zu: „er liebt Dich nicht, weil er es Dir sonst sagen müßte . . .“

Flemming blieb ihr ganz gleichgiltig und sie wollte dessen liebekündende Reden nicht verstehen oder verstand sie auch nicht. Sie kannte Julie's unglückliche Liebe zu ihm und hoffte, daß er dieselbe später vielleicht heirathen würde; denn der alte Pfarrer in L. war schon sehr alt und wenn dieser starb, so wollte sie ihren Vater bitten, ihn in die Stelle des Verstorbenen einzusetzen, da demselben das Kirchenpatronatsrecht gehörte. Sie phantasirte von einer glücklichen Zukunft, welche Ferdinand mit ihr und Flemming mit Julie vereinigen würde.

Das sind die Träume der unerfahrenen, Alles rosenfarbig sehenden, hoffnungsvollen Jugend!

Marie erwog nicht, welche Schwierigkeiten einer Ehe mit dem Sohne eines armen Gutbesizers von Seiten ihres Vaters in den Weg gelegt werden würden, der sie nur einem Kaufmann zur Frau geben wollte. Bis jetzt war sie, seinen Ansichten nach, ein läppisches Kind, was noch nicht die Kinderschuhe abgelegt hatte; aber nach dem zwanzigsten Jahre sollte sie seinen Neffen Julius ehelichen, der von seinen Eltern ein bedeutendes Vermögen erben mußte. Sein Bruder und er waren über diesen Punkt längst einig geworden, denn gleiche Seelen finden sich mit einander schnell zurecht. Was die verkauften Kinder dabei fühlen könnten, kam gar nicht in Betracht, weil dieselben von ihnen abhingen und nach ihrem Willen handeln mußten. Aber Marie sowohl, wie Julius, hatten schon gewählt und Beide nicht nach dem Wunsche ihrer Väter, welche nur nach Zahlen und Vortheilen jede Handlung im Leben eintheilten und das Herz — weil sie keins besaßen — nicht berücksichtigten!

Wie viele Menschen laufen mit einem nur fleischernen Herzen umher, welches empfindungs-

loß ist; manche dagegen haben wieder zu viel und das ist oft noch schlimmer. Alles muß das richtige Maß haben: sonst fehlt entweder etwas oder es läuft über. Die Erfahrung gibt uns indessen täglich, mannigfaltige Beweise, daß nur wenige Leute die richtige Portion Gefühl besitzen; denn unser Zartgefühl besonders wird stündlich von der übergroßen Selbstliebe unserer Nächsten berührt, welche das größte moralische Leiden ist und sich in allen Lebensverhältnissen als störend erweist. Daraus entsteht eben der sogenannte Weltschmerz, der wegen Anderer Egoismus unsere Brust durchglüht. Ist dieser Egoismus nicht an allen Uebeln, die da existiren, allein schuld? Ruft er nicht alle schlechten und niedrigen Eigenschaften hervor? Heißt es nicht aus tausend Zungen: Ich und kein Anderer? Möchten wir nicht unser „Ich“ stets als ein Hauptwort schreiben, weil es das Wort ist, welches am Meisten gebraucht wird? Und wer diesen, alles Andere unterjochenden Egoismus nicht besitzt, kömmt schlecht weg; denn derselbe vernichtet den, dem er nicht selber eigen ist. Es ist ein großer Kampf, dieser Egoismus gegen Egoismus; aber er ist nöthig. Schwache Charaktere gehen aus diesem Grunde sehr jung unter, weil der Egoismus ihr Ende bewirkt. Festigkeit und stetes Kämpfen sind die nothwendigen Erfordernisse zum Leben, und wem Beides fremd ist, der ist übel daran, da Inhumanität, d. h. Unmenschlichkeit, stellenweise zur Herrschaft gekommen sind. Die Lauspathe bei jedem Kinde sollte Menschlichkeit sein, weil man durch sie zu allgemeiner und eigener Glückseligkeit beitragen kann. Wer ein wirklicher Mensch ist, kann seinen Lebenszweck nicht verkennen und ist zu jeglichem Bösen und Schlechten unfähig; denn er entweihete damit seine Würde und wäre kein Mensch mehr. Er ist das ideale Schöpfungswerk der Natur und steht über alle andern Geschöpfen, welche nur zu seinem Nutzen und zu seiner Freude dienen sollen. Wer also seine Bestimmung erkannt hat und ein wahrhafter Mensch ist, der ist etwas Großes und Erhabenes — der wird von göttlichem Hauche beseelt und trägt Gott in sich . . . . . Aber Menschen zu sehen ist ein seltener Anblick! . . . .

Als der Winter mit seinem kalten Todtenhauche das Grün der Wiesen berührte und dasselbe mit Schnee und Eis bedeckte, war Dusler von Marie wieder getrennt. Auch Flemming litt um das geliebte Mädchen und beschloß den kräftigen Sommer bei ihrem Vater um sie anzuhalten, da er bis dahin eine Anstellung zu erlangen träumte. Denn diese war nur ein Traum, der sich wohl nie zur Wirklichkeit gestalten konnte, wenn er nicht durch Konnexionen von einem Kirch. „patron zum Pfarrherrn erwählt wurde, weil sein Brüllen auf der Kanzel eine Gemeinde schwerlich bezaubert haben würde.

Unter allem Kummer und den schrecklichsten Gemüthsstimmungen vergeht aber schnell ein Tag nach dem andern, also erschien auch wieder der herrliche Frühling und lockte die Familie des Kommerzienrathes Zerboni auf ihr Gut L. Marie's Wangen blühten frisch und zart, und Dusler sog von Neuem Entzücken aus ihrem Sternepaar. Das liebliche Mädchen hatte sich zur Jungfrau vollständig ausgebildet und war in der wiederholten Entfernung von Ferdinand sich ihrer heißen Liebe zu ihm bewußt geworden. Freudig grüßte sie die, wie sie, im Jugendschmelz prangenden Oderfluren, welchen jeder Lenz neue Schönheit und Lieblichkeit bringt. Nur der Winter ist ihr Alter und dann hüllen sie sich in Scheintod ein; April und Mai rufen sie jedoch in das Leben zurück und in Jugend und Kraft stehen sie wieder auf . . . . Das ist das ewige, unsterbliche Leben in der Natur! . . . .

Flemming's auffallende Blicke mußten Julie endlich unangenehm werden, und die Eifersucht gegen ihre beste, einzige Freundin loderte in ihrem Herzen auf. Dieses bittere Gefühl vertilgte ihre sonstige Güte und Freundschaft und das verwundete Mädchen warf einen unauslöschlichen Haß auf Marie. Denn diese hielt sie nun für koquett und Flemming sprach sie von aller Schuld frei.

Wie ist doch das menschliche Herz überhaupt zum Irrthum geneigt! . . . . In Folge dieser Schwäche sind seine Urtheile auch oftmals unrichtig und falsch, besonders die Frauen lassen sich, wenn die wilde Flamme der Eifersucht in

ihrem Innern brennt, in gekränkter Liebe zu allerhand Ungerechtigkeiten hinreißen. Bei der Untreue des Geliebten werfen sie diesem selten ein Unrecht vor und übertragen ihre Wuth einzig und allein auf den Gegenstand, welcher jetzt in dem Besitze seiner Liebe ist. An diesem lassen sie nun ihre Rachsucht aus und häufen Schmähungen und vielfaches Leid auf ihn, indem sie nicht bedenken, daß eine Andere ebenfalls Gefühle für den empfinden kann, welchen sie lieben. Ein eifersüchtiges Weib ist zu Allem fähig, weil ihre Leidenschaft das Gute in sich tödtet, und leider gehen die edelsten Naturen in ihr unter. Durchgängig findet man indessen diese Annaturen bei den Frauen nicht und manch liebendes Herz bleibt still und sanft bei dem Verlust des Geliebten; es stirbt lieber, als daß es einer Gemeinheit fähig wäre und bekämpft den bösen Feind, welcher ihr besseres Selbst untergraben will. Ohne Illusionen für die Zukunft und mit nüchterner Weltanschauung geht es zwar der Zukunft entgegen, weil die Vergangenheit und Gegenwart zu viel Täuschungen enthielt; aber geläutert und erhabener steht es in seinem Schmerze da, und wir können ihm keine Thräne weihen, weil seine Größe uns Bewunderung gebietet. Denn ein Herz, was keinen Schmerz zum Vertrauen jemals besaß, vermag des Lebens Werth und Wehe nicht zu fassen, und die geprüften unglücklichen Menschen sind nicht im Stande, sich an ein solches anzuschließen, da es die nicht verstehen kann, die viel gelitten haben.

Ferdinand und Marie lebten den ganzen Sommer nur ihrer Liebe und Flemming's, so wie Julie's Groll verfolgte das junge Liebespaar unausgesetzt. Dies war die einzige Störung in ihrem Glücke, weil Beide noch nicht nach einer kirchlichen Vereinigung seufzten und sich den reinen, schüchternen Regungen einer ersten Liebe hingaben. Sie genossen den Moment und waren in ihm beseligt. Obgleich Ferdinand noch keine Erklärung gemacht hatte, so wußte Marie doch mit Sicherheit von ihm, daß sie geliebt wurde und auch er trug diese schöne Ueberzeugung in sich. Ihre Blicke verstanden sich und ihre Herzen auch, darum durf-

ten ihre Lippen schweigen; denn die Sprache der Liebe ist immer verständlich und, so verschieden sie sich äußert, immer dieselbe. Nur das Fallen der Blätter, für die Zerboni'sche Familie das Zeichen zur Heimkehr nach Brieg, wurde von Beiden gesücht.

Auch dieser Zeitpunkt erschien leider zu schnell. Der Oktobermonat ließ sich rauh an und die Kommerzienrätthin packte seufzend ihre Garderobe und alle Reijegeräthschaften ein, um zu ihrem Gemahl und ihren Söhnen zurückzureisen. Traurig verrichtete sie diese Arbeit, denn es wartete ihrer weiter nichts als häuslicher Aerger und mancherlei Plage, und die schöne, heitere Sommerzeit mußte mit einem strengen, eingezogenen und städtischen Winterleben vertauscht werden. Dieses Bewußtsein trieb ihr die Thränen in die Augen und sie nahm von jeder Blume, jedem noch so geringfügigen Gegenstande Abschied, weil ihr jede Kleinigkeit in L. lieb war. „Warum bleibe ich nicht immer in Brieg?“ sagte sie tiefbetrübt zu sich selbst. „Es ist weit schmerzlicher in ein Elend zurückzukehren, als es nie zu verlassen,“ fügte sie leise hinzu.

Julie war von Herzen froh, ihre Nebenbuhlerin für den Winter los zu werden, und zwang sich die letzten Tage zu einer ziemlichen Freundlichkeit gegen Marie. Julie und Marie schieden daher einigermassen herzlich von einander und Dusler bot sich zur Begleitung nach Schloß L. an, welche Letztere gern annahm. Als Beide im Gebüsch verschwanden, sagte Julie tief aufathmend vor sich hin: „Gott sei Dank, daß sie fort ist! Ich wünschte, daß ihr Vater sie bald verheirathete, sonst wird Ferdinand eben noch so verrückt um sie, wie er's auch schon ist. Was die Männer an ihr haben müssen, begreife ich nicht; denn sie ist doch wirklich kein solcher Engel, wie Flemming und Dusler denken . . . .“

Diesen halblauten Monolog vernahm eine Person, die ungeachtet großen Unwohlseins sich aus dem Bette entfernt hatte, um Marie nachzugehen, so wie ihr Gespräch mit Ferdinand zu belauschen, weshalb sich dieselbe hinter den Bäumen versteckt hatte. Diese Person war —



Flemming, der von Eifersucht getrieben wurde, das junge Paar zu verfolgen und bei dieser Gelegenheit über Julie's Gefühle Aufklärung erhielt.

Ein sternreicher Himmel sah auf Ferdinand und Marie hernieder und lächelte Beiden freundlich zu, welche auf den herbstlichen Fluren in geschwisterlicher Vertraulichkeit einherwandelten. Die jungen Herzen schlugen laut und wehmüthig, weil sie der nahen Trennung gedachten und zahllose Seufzer aus Ferdinand's Brust drangen an Marie's Ohr. Vor dem Schloß blieb diese mit ihm stehen und sah mit liebendem, verschwommenem Blick auf den geliebten Jüngling, dem sie die Hand reichte. Um ihre Thränen zu verbergen, drehte sie sich um und ließ ihnen freien Lauf, da sie keine Fassung zu erringen vermochte.

„Du weinst, Marie?“ sagte Ferdinand plötzlich mit leidenschaftlichem Ton, indem er dieselbe an sein hochklopfendes Herz presste und auf ihre rothen Lippen einen Kuß hauchte. Denn ihr Schmerz bewirkte in ihm einen männlichen Muth und verscheuchte seine bisherige Zurückhaltung.

Marie entwand sich nicht seinen Armen und erröthete nur flüchtig über seinen Kuß. Daß er sie „Du“ genannt hatte, entzückte sie und leise antwortete sie: „Mein Ferdinand, ich weine um Dich, weil ich von Dir scheiden muß . . . .“

„Ich liebe Dich!“ sagte er hierauf stürmisch.

„So wie ich Dich!“ flüsterte sie fast unhörbar.

Ein Geräusch unter den grünen Blättern scheuchte Marie aus Ferdinand's Umarmung fort, und als sie ihm noch einen letzten leichten Kuß gab, sagte sie: „Denk' an mich und bleibe mir treu . . . .“

„Ewig!“ betheuerte Ferdinand . . . Marie ließ ihn in süßer Betäubung vor dem Schlosse stehen, in welches sie ängstlich eilte, denn sie glaubte, daß diese Scene Jemand bemerkt habe.

Ferdinand verbrachte die Nacht im Freien, voll holder und Trennungs-Phantasieen.

Marie reiste am andern Morgen in liebeseliger Stimmung nach Brieg und warf aus

ihrem Reisewagen eine eben im Aufblühen begriffene Rosenknospe, welche ein junger Mann aufhob, als derselbe seinem Gesichtskreise entschwunden war. Thränenvoll küßte er das Vermächtniß des geliebten Mädchens und verbarg dasselbe in seinem Notizbuche, welches er in seiner Rocktasche aufbewahrte.

Der Winter brachte für das Zerboni'sche Haus mancherlei Ungemach. Der Kommerzienrath liechte an Leberleiden sichtlich dahin und mit Sehnsucht wurde allseits der Sommer erwartet, welcher diesmal die ganze Familie nach L. versetzen sollte; denn der Arzt hatte dem alten Herrn den Genuß der Landlust verordnet, weil eine Badereise mit zu viel Kosten verknüpft war, die sein Geiz scheute. Seine Kränklichkeit veranlaßte ihn, seinen Bruder um Sendung seines Sohnes zu bitten, dem er in der Zeit seiner Abwesenheit die Geschäfte in Brieg übergeben wollte. Ueberhaupt sah er seinen Tod mit Gewißheit voraus und diese bestimmte ihn, die Vermählung Marien's mit seinem Neffen Julius noch vor dem zwanzigsten Jahre zu betreiben. Leider wurde die Erfüllung dieser Hoffnung durch dessen bestimmte Weigerung unmöglich, da dieser ein armes Mädchen liebte, welchem er nicht untreu werden wollte. Zerboni sah sich daher genöthigt, seinem ersten Buchhalter Alles anzuvertrauen und suchte nach einer andern ansehnlichen Parthie für seine Tochter, welche einst eine reiche Erbin werden mußte, da er Interessen auf Interessen häufte und durch Eisenbahnspekulationen sein Vermögen bedeutend vergrößerte.

Marie weinte oft über die Trennung von Ferdinand, dem sie mit ihrer ganzen Liebe und unwandelbarer Treue anhing; vergebens sehnte sie sich nach ihm, ein Loos, was so traurig war, daß es ihre jugendliche Unbefangenheit störte.

Auch Ferdinand mußte wegen Marie in seiner Familie vielfach leiden. Flemming hatte die Liebes-scene zwischen ihr und ihm getreulich seinem Vater berichtet, und dieser entsetzte sich schon vor der bloßen Idee, daß sein Sohn,

das erstgeborene Kind, die Tochter eines aufgeblasenen Wechslers heirathen könnte, der keine sechszehn Ahnen, wie die Walter'sche Familie, aufzuweisen hatte und in seinem Wappen nichts als einen vollgefüllten Geldbeutel führte. So gut der kinderreiche Gutsbesitzer im Ganzen war, so klebte ihm das Standesvorurtheil fest an, das gerade dem unbegüterten Adel am meisten eigen ist, da er mit seinem Stolz seine Armuth bemänteln will. Das Volk bezeichnet denselben als Lumpenadel, um sich an seinem grobstolzen Wesen zu rächen, und der Witz desselben ist die treffende Waffe, die es gegen ihn gut zu handhaben versteht. Der Herr von Walter, welcher nun eben zu jenem Adel gehörte, verzieh es seinem Sohn nimmermehr, daß er bei einer Liebe seine Geburt nicht berücksichtigt hatte. Eine Liebenschaft mit Marie wäre in seinen Augen nichts Unerlaubtes gewesen, aber — heirathen sollte er sie nie, und da er seines Sohnes festen und ehrenhaften Charakter vorzüglich kannte, wußte er auch, daß derselbe kein leichtsinniges Verhältniß anknüpfen würde. Mit aller Strenge verbot er ihm jede Verbindung mit Marie und selbst der Kommerzienrath hätte gegen eine Verbindung mit derselben nicht mehr dagegen sein können, als es sein Vater war; denn Adelsstolz ist oft noch bedeutender als Geldstolz. Jeder Stolz überhaupt wird zur Leidenschaft, sobald gegen ihn ein Angriff gemacht wird, und jeder Stolz verräth einen Mangel an Bildung und gutem Herzen.

Der Blüthenmonat Mai führte den kranken Wechsler mit Frau und Töchtern nach L.

Marie begab sich denselben Abend ihrer Ankunft daselbst zu Julie, um ihren Ferdinand hauptsächlich wiedersehen zu können. Aber wie schmerzlich mußte sie deren eifrige Kälte ergreifen, welche ihr deutlich zeigte, daß sie nicht mehr ihre Freundin sei, und nur ihres Geliebten zärtliche Augen vermochten es, sie über solchen unerwarteten Empfang zu trösten. Auch Flemming's Begrüßungsworte waren höhnisch und giftig und sein Benehmen gegen sie durchaus nachlässig und ignorirend. Ein stechender Schmerz zuckte in Marie's Herzen, als sie einsah, daß sie nun nie mehr die Schwelle des Walter'schen

Hauses betreten konnte, weil eine derartige Behandlung ihren Stolz und ihre Würde kränkte. Nach kurzem Aufenthalte schied sie von Julie, die sie zu ferneren Besuchen nicht aufforderte und den ihrigen in L. nicht versprach.

Ferdinand betrachtete in ohnmächtiger Wuth und mit Leichenblässe seine unartige Schwester mit ihrem plumpen Kandidaten. Als Marie sich empfahl und Julie dieselbe kaum bis zur Thüre begleitete, sagte er, indem er seine Kehle zum Sprechen zwang: „Mein gnädiges Fräulein und hochgeschätzte Freundin, wenn Sie es mir gestatten wollen, so gebe ich mir die Ehre, Sie nach Ihrem Schloß zurückzubringen . . . .“

Und indem Marie gewaltsam eine Thräne zurückdrängte, entgegnete sie dankbar: „Sie werden mich damit sehr erfreuen, Herr von Walter! . . . . Es ist überdies schon spät und meine Eltern werden mich zurückerwarten,“ setzte sie beklemmt hinzu, um nur etwas zu äußern.

Ferdinand gab ihr vor der Thüre seinen Arm und Marie legte den ihrigen zitternd hinein. Beide schritten stumm und traurig den Waldpfad weiter fort, weil weder er, noch sie, ein Gespräch zuerst anknüpfen wollte. Endlich sagte Ferdinand: „Geliebte, verzeihe denen, die Dich beleidigten und sei mein, ob auch Alles sich gegen unsere Liebe auslehnen möchte . . . . Hüte Dich vor Julie und Flemming, die Deine erbittertsten Feinde sind und uns verschwärzt haben . . . .“

Marie weinte lange und drückte, unfähig zu jeglicher Antwort, Ferdinand's Hand in ihrem Schmerze über die verlorene Freundin und er vernahm deutlich ihres Herzens laute Schläge, welche statt gehoffter Freude nur Leid verkündeten. Aber die Nähe des Geliebten vermag viel und bringt süße Ruhe in ein aufgeregtes weibliches Gemüth. Auch Marie empfand diese Kraft des Mannes über das Weib und ein stiller Frieden kehrte bei ihr ein; unter Thränen lächelnd schlang sie ihren Arm um Ferdinand's heißen Kopf und küßte seine bleiche Stirn. „Wie hab' ich Dich doch so lieb, mein Ferdinand!“ flüsterte sie leise. „Ohne Dich ist das Leben tod und freudenleer, und nur mit Dir vereint bin ich glücklich . . . .“

Ferdinand sah begeistert auf das schöne, sich in ihrer Liebe ganz hingebende Mädchen und die Borne über den Besitz ihres Herzens hätte ihn beinahe ersticken mögen. Er bog sich zu Marie hinunter und hielt sie in stiller Begeisterung umfassen; zahllose Küsse bedeckten ihren Mund und eine bedeutende Röthe über seine allzugroße Leidenschaftlichkeit färbte ihre Stirn und Wangen. Schelmisch sagte sie: „Du nimmst Dir zu viel heraus und das ist meine Schuld; denn ich gebe Dir den kleinen Finger und da nimmst Du gleich die ganze Hand, was Du nicht sollst . . . .“

„Wirst Du mir verzeihen, liebes Kind?“ antwortete er und sah sie so liebevoll dabei an, daß ein förmlicher Glanz seine jugendlichen Züge umfloss.

Marie empfand den Zauber, welchem er sie unterwarf, und sprach liebesdemüthig: „Du weißt es am Besten, daß ich Dir nicht zürnen kann!“ und umarmte ihn selbst von Neuem.

„So ist's recht, meine Marie!“ sagte er „denn ein Weib muß dem Manne ihrer Liebe stets zeigen, daß sie ihn liebt. Thut sie dies nicht, so liebt sie ihn nicht so, wie es ihn nur allein beglücken kann . . . .“

„Ist's so recht?“ fragte sie lachend und schlug mit ihren Fingern den jungen Mann auf den Mund. „Sprichst Du doch von der Liebe, als ob Du schon zehn Frauen geliebt hättest, daß ich wirklich eifersüchtig werden könnte?! . . . .“

„Die wahre Liebe lehrte mich Eine,“ antwortete Ferdinand bedeutungsvoll. „Durch Dich weiß ich's ja erst genau, wie ein Weib lieben muß! . . . .“

„So?“ sagte Marie, „nun mit dieser Erklärung bin ich zufrieden . . . .“

Alle Beleidigungen Julien's waren in diesen seligen Momenten von dem berauschten Liebespaare vergessen und ganz wonnetrunken verlebten sie in Schlaflosigkeit und Liebesträumen die ganze Nacht und der helle Morgen selbst nahm diesen Zauber von ihnen nicht fort.

Obgleich die Natur im prächtigsten Lenzeskleide prangte und ein Jauchzen und Singen der Vögel ringsumher erschallte, ließ sich für Marie und Ferdinand keine andere Blüthe des Glückes pflücken, als die ihnen ihre Liebe gab.

Flemming promenirte häufig in den nachbarlichen Feldern des Kommerzienrathes und suchte auf seinen Spaziergängen desselben Bekanntschaft anzuknüpfen. Bei seiner Schlaueit wußte er des geldstolzen Mannes Ideen auf das Verhältniß Ferdinand's mit Marie zu leiten und dessen Wuth darüber war ihm die liebste Belohnung seiner Ohrenbläserei. Zerboni traf nun Anstalten, seine Tochter schleunigst zu verheirathen, um sie den Augen eines solchen armen Ladjunkers, wie der älteste Sohn des Herrn von Walter einer war, zu entrücken. Bis zu dieser Zeit gedachte er sie sorgsam zu hüten, damit *Mendezvous* und andere Thorheiten vermieden würden.

Das junge Liebespaar erfreute sich in Folge des Bruches von Marie mit Julie und des Zornes des alten Kommerzienrathes wenig glücklicher Momente. Ueberall spionirte Fleming ihm nach und störte es bei manchem Stelldichein. Stemmte sich auch die ganze Welt gegen einen Verkehr mit Ferdinand, so sah sie ihn dennoch. Der Vater verfuhr zwar gegen sie mit grausamer Strenge und drohte ihr mit Einsperrung, sobald er gewahre, daß sie mit ihm irgendwo zusammentreffe, aber Marie wagte es, sich dem Zorn desselben auszusetzen und sah ihren Geliebten allabendlich heimlich.

Der Kommerzienrath fand in dem Sohne eines Freundes einen passenden Freier für Marie und die Verlobung sollte in L. plötzlich gefeiert werden. Das unglückliche Mädchen kniete vor dem erzürnten Vater, weinte heiße Thränen und beschwor ihn, es nicht zu verkaufen, da es Ferdinand liebe. Der unerbittliche Kaufmann blieb fest wie ein Felsen und berechnete ungeachtet des Schmerzes seines Kindes die Vortheile im Voraus, welche ihm durch seinen reichen Schwiegersohn zu Theil werden würden. Selbst seine Hauptleidenschaft, sein schmutziger Geiz, setzte er bei dieser Parthie etwas hintenan und richtete Schloß L. prachtvoll ein, um den jungen Bankier Schneider ehrenvoll zu empfan-

gen und demselben eine großartige Idee seines Reichthums einzuslößen . . . . . Geld sollte sich vor Geld beugen . . . . .

In einer Woche erwartete das ganze Schloß L. den ungeliebten Bräutigam. Ferdinand und Marie waren der Verzweiflung nahe und sollten nun für immerdar einander entsagen. Der unglückliche Jüngling bat die Geliebte noch ein Mal mit ihm zusammen zu sein, um ihr das letzte Lebewohl sagen zu können. Er hatte deshalb schon mit einer Häuslerfrau in Schmögerle ein Abkommen getroffen, welche ihm ihre Stube zum Rendezvous mit Marie erlaubte. In derselben waren Beide vor den Späherblicken des Kommerzienrathes und Flemmings sicher, die Marien's Schritte überall verfolgten.

Der Abend vor ihrem Verlobungstag war zu dem traurigen Abschied bestimmt, welcher die treuesten Herzen scheiden sollte; denn Romeo's und Julie's Schicksal konnte nicht grausamer sein, als das Ferdinand's und Marie's.

Düstere Wolken bedeckten den Horizont und der Himmel schien dem Machtspruch des Kommerzienrathes zu zürnen und über Ferdinand und Marie zu weinen, welche beide in trostloser Stimmung gegen 7 Uhr Abends nach Schmögerle eilten. Das Wetter war rauh und naß, und Marie kam mit Mühe und Noth auf dem schlammigen Erdboden fort; aber die Liebe trieb sie jedem Hindernisse die Spitze zu bieten und so langte sie zu rechter Zeit in dem kleinen Dörschen an. Dasselbe lag in der Oderaue und die Oder floß dicht daran vorbei, die bedeutend angeschwollen war und ein grauenerregendes Geräusch verursachte. Schauerlich klangen die Wellen an ihr Ohr und eine jede flüsterte ihr die bevorstehende Trennung von Ferdinand zu. Ihre Knie wankten und schwerfällig trat sie in das Stübchen, in welchem derselbe sie sehnsüchtig erwartete und mit beinahe wahnfinigem Freudengeschrei empfing.

Marie sank an Ferdinand's Herz, und Lippe an Lippe hielten sie sich lange umschlungen. Die Worte waren zu arm, um ihren Schmerz und ihre Seligkeit zu bezeichnen und darum

schwiegen Beide . . . . . Was soll der Mund reden, wenn das Herz allein spricht?! . . . .

Eine Stunde verfloß und das in seine Liebe versunkene Paar vernahm das Brüllen der Oder nicht, das gleich Kanonendonner im Dorfe wiederhallte. Marie und Ferdinand hörten nichts, da sie allein miteinander waren; denn die Bewohner des Hauses arbeiteten auf dem Felde und wollten sie nicht mit ihrer Gegenwart inkommodiren. Hätten sie nur einigermaßen Aufmerksamkeit für die Außenwelt gehabt, so würde der laute Ruf der Einwohner von Schmögerle: „Rette sich, wer kann, denn die Oder kommt!“ an ihr Ohr gedrungen sein. Erst als das Wasser in ihr Stübchen drang, wurde ihnen die Gefahr klar, in der sie sich befanden und entsetzt schrie Ferdinand: „Du bist mit mir verloren und wir müssen ertrinken . . . . .“

Marie klammerte sich fest aber lächelnd an ihn an und sagte: „Ich bin glücklich, mit Dir sterben zu können, da ich ohne Dich leben müßte . . . .“ Und begeistert warf sie sich in seine Arme, um bei ihm den Tod zu erwarten. Auch Ferdinand lächelte noch vor dem nahen Tode und schloß sie fester an sein Herz, welches in den nächsten Augenblicken mit dem ihrigen zu schlagen aufhören mußte. Mit dem Blick der Liebe im Auge, Hand in Hand, Brust an Brust, sahen sie das Wachsen des Wassers und Ferdinand's letzte Worte waren: „Ich liebe Dich und sterbe gerne mit Dir! . . . .“ Darauf bedeckten ihn und sie die Oderwellen und kein Vater, kein Bräutigam, vermochte das bis in den Tod getreue Paar mehr zu trennen. Das Schicksal hatte Beide auf schreckliche Weise mit einander vereinigt, aber sie waren zu beneiden, denn sie starben in dem Bewußtsein der unendlichsten Liebe.

Der Kommerzienrath bereute seine Härte zu spät und der Herr von Walter verfluchte sich selbst. Auch Flemming und Julie peinigten fürchterliche Gewissensbisse. Statt der gehofften Verlobungsfeier war Schloß L. in Trauer gehüllt und Marie's Mutter, wie Doris, rangen verzweifelt die Hände, da der Verlust einer so vortrefflichen Tochter und Schwester unerseßbar und nie zu vergessen ist. Ein Jahr später be-

grub Doris ihre Eltern und die Walter'sche Familie nahm die halberwachsene Waise zu sich, um Ferdinand's und Marie's Tod durch eine liebevolle Pflege und Erziehung derselben zu sühnen.

Der alte Pastor in L. starb noch vor dem Kommerzienrath und dieser ernannte Flemming in seinem Testamente zu dessen Nachfolger. Julie wurde seine Frau und beglückte ihn ganz. Ob Doris später einen jungen Herrn von Walter mit ihrer Hand beehren wird, das weiß man noch nicht. So viel steht jedoch fest, daß sie die Erlaubniß dazu erhalten würde, weil Ferdinand's und Marie's bejammernswerthes Geschick jeglichen Adelstolz ihres Pflegevaters gebrochen hat.

### Geschick bringt Glück.

Novelle von F. A. Gebhard.

#### 1.

Herrmann, sprach zu mir der Vater,  
Lerne schätzen, Sohn, das Geld;  
Denn nächst Gott ist dies das Höchste;  
Allerhöchste in der Welt.

Doch nicht achtet' ich die Lehre,  
Schlug die Mahnung in den Wind;  
Träumte von den schönen Dingen,  
Die im Mond zu haben sind.

Und ich suchte Frauenliebe,  
Frauenliebe, Freundestreue,  
Wußte nicht, daß Frauenliebe,  
Freundestreue, zu kaufen sei!

Verwais't an allen meinen Theuersten, entstammt von Begierde, die Welt zu sehen, hatte ich mich entschlossen, mit einem Vermögen von etwa 3000 Rthln., einigen Kenntnissen und Talenten ausgestattet, Vaterstadt und Vaterland zu verlassen, um mein Glück in der Welt zu suchen. Wohin? nach Paris, die Franzosen in der Weltstadt kennen zu lernen. Seit meiner frühesten Jugend trug ich diese Sehnsucht in der Brust, und freute mich, als ich las, wie Göthe ein paar Jahre vor seinem Tode noch mit Feuer gesprochen: „Wie die Franzosen mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle von einem Sinn durchdrungen sind, davon

hat man keinen Begriff. In Deutschland ist das unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinung seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.“ — So war ich über Hamburg nach Paris gekommen, nach Paris, nach dem ungeheuern Paris, wo mir kein Freund, kein Bekannter lebte, wohin ich nicht einmal Empfehlungsbriefe mitbrachte. Dort hatte ich unbedeutender Mensch, mit meinem unbedeutenden Wissen die rasende Dreistigkeit, Fortune machen zu wollen. Und ich hatte Umberto Galloix von Victor Hugo mit tief ergriffenem Schmerz gelesen! Dennoch — meine Liebe für die Franzosen zog mich unwiderstehlich nach Paris. — Seit 3 Monaten war ich nun hier, aber ich hatte für meine Zukunft noch nichts gewonnen, als ein weiches, liebendes Mädchenherz und einige Gasthof-Bekanntschaften. Aber was hofft und wagt nicht die Jugend! Der Gedanke, daß um Marien's willen das Glück sich seine Gunst müsse abtrogen lassen, erfüllte mich mit begeistertem Muth. Ich war durch günstige Jugendverhältnisse der französischen Sprache so vollkommen mächtig geworden, daß man mich in Paris selbst für einen Franzosen halten konnte, in den alten Sprachen war ich nicht unbewandert, ich spielte fertig das Piano und sang dazu mit einer nicht unangenehmen Stimme. Im Zeichnen war ich perfekt. Im Tanze fehlte es mir nicht an ungezwungener Gewandtheit und man hatte mich zuweilen merken lassen, daß mein Aeußeres und mein Betragen ziemlich einnehmend sei. Wie sollte ich nicht hoffen: hoffen doch Marie und ihre verständige Mutter. Wie ich Marien kennen lernte und ihr Herz gewann, zu erzählen, liegt außer dem Zwecke dieser Zeilen.

#### 2.

Schau' ich Dir in's Auge,  
Vielgeliebte Du,  
Ueberströmt mich Frieden,  
Freude, Glück und Ruh'!

Es war 10 Uhr Abends. Ich kam von Marien. Noch glühte ihr berauschernder Gute-

Nachfuß auf meinen Lippen. Von ihr und unserer Zukunft träumend eilte ich meiner bescheidenen Wohnung au quatrième zu. Der Weg nach meiner Wohnung führte am Palais Royal vorüber, welche die Gärten dieses ungeheuren Gebäudes umgeben. Nie noch hatte ich des Abends diese feenartig geschmückten ausgedehnten Räume betreten, welche vorzugsweise dem gewaltigen Bau seinen Ruf verschafften. Die schönsten dieser Gallerien erhalten ihr Licht bei Tage durch ein Glasdach und sind geziert mit zwei großartigen doppelten Säulenreihen, in deren Zwischenräumen sich Kaffeehäuser, Restaurationen, besonders aber jene weltberühmten brillanten Kaufläden befinden, wo man Alles kaufen kann, was der Luxus Kostbares und Schönes ersand, was den feinsten Geschmack befriedigen, was den verwöhntesten Sinnen schmeicheln kann.

Ach! die Perlen möcht' ich flechten  
In Marien's schöne Locken,  
Und die Finger ihrer Rechten,  
Und die Finger ihrer Linken  
Sollten hell von Perlen blinken.

Mögen dann mitunter Thränen  
Auch für blasse Perlen gelten, —  
Unser Wünschen, unser Sehnen,  
Unsre luftgeschaffnen Welten  
Wandeln auch sich oft in — Thränen.

Unwillkürlich beinahe trugen mich meine Füße diesen strahlenden Herrlichkeiten zu, die auch in so später Stunde noch von Promenierenden besucht waren. Ich trat hinein. Welch ein Anblick! Zwischen den Läden sind an den Säulen Spiegel angebracht, aus welchen die Gasbeleuchtung wiederstrahlt und magisch — ach nein! unbeschreiblich ist die Wirkung, welche der Widerschein gegen das Glasgewölbe hervorbringt. — Lange ließ ich, — auf und niederwandelnd — mein Auge sich an dem schönen Anblick weiden. Einst Marien, meine Gattin, mit so strahlender Pracht umgeben zu können, daß sie als Königin darin walte — — Welch ein Traum! — — Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. — Wer jemals in einer ihm fremden, großen Stadt, wo er aller nähern Bekanntschaft entbehrt, an viel besuchten Orten

umhergewandelt ist, der kennt gewiß das drückende Gefühl der Einsamkeit, selbst unter der Menge, von welchem man beschlichen wird, wenn auch nur ein fremdes, kaum gesehenes Gesicht uns — wie befreundet — seinen Gruß zunicht. Die Hand, die sich auf meine Schulter legte, gehörte einem jungen Franzosen, den ich einige Male in einer Restauration gesehen, und mit dem ich, da er immer freundlich und zuthunlich war, öfter einige Worte gewechselt hatte. Wahrscheinlich sind Sie zum Erstenmale des Abends in diesen Gallerien, mein Herr, sagte er, mit jener einnehmenden Artigkeit in Wesen und Stimme, die den Franzosen und der französischen Sprache so leicht nicht nachgeahmt wird. Nicht wahr? — So ist es. In der That, mein Herr, erwiderte ich, ich bin bezaubert von dem Eindruck, den dieses Ensemble auf Auge und Gemüth macht. — So willigen Sie ein, erwiderte er, indem er seinen Arm vertraulich in den meinigen legte, daß wir noch ein halbes Stündchen nebeneinander hinwandeln, ich könnte Sie vielleicht auf manche interessante Einzelheit aufmerksam machen, die dem Auge des Fremden entgehen könnte.

Man kann leicht denken, daß ich diese Einladung nicht ausschlug. Es würde indeß außer dem Zwecke liegen, den Leser überall mit umherzuführen. Zuletzt traten wir durch das hell erleuchtete Lokal eines der Kaffeehäuser und stiegen eine Treppe hinan. Wir hatten beschlossen, ermüdet von dem langen Umherwandeln, hier eine Erfrischung zu nehmen. Wir tranken zu einem mäßigen Nachtessen ein Paar Flaschen Wein, und während wir in den Sälen des weitläufigen Lokals umhergingen, fragte mich mein Begleiter: Sahen Sie jemals eine Pharobank? — Niemals, doch kann ich nicht leugnen — — So folgen Sie mir. Er öffnete eine Thüre und wir traten in einen Saal, wo um eine große grüne Tafel, auf welcher bedeutende Geldhaufen — kurz wir traten an eine Pharobank und standen eine Weile dem wechselvollen Spiele zusehend; interessant genug schon für den unbetheiligten Zuschauer, wenn es nur nicht zugleich so gefährlich für ihn wäre. Kommen Sie, sagte mein neuer Bekannter, lassen Sie

uns Jeder ein Paar Louis dran wagen. — Ich spielte noch niemals, mein Herr, und werde nicht spielen. — Glauben Sie nur nicht, sagte jener lächelnd, daß ich etwa ein Spieler von Profession bin, der etwas Böses mit Ihnen im Sinne hat. Nein, nein! nur lockt es mich unwiderstehlich, ein Paar Goldstücke daran zu setzen. Bevor Sie mich indeß verkennen, lassen Sie uns lieber gehen. Es that mir in der That leid, meinen freundlichen Begleiter durch einen Argwohn zu kränken. Aber spielen wollte ich nun einmal nicht. Ich fürchte wenig in der Welt, sagte ich, aber ich fürchte das Spiel. Wissen Sie was? spielen Sie allein, ich will den Zuschauer abgeben. — Wenn Sie es mir verzeihen — es ist unartig — aber dieses abscheuliche Gelüste. — Kehren Sie sich nicht an mich, ich bitte. Er setzte nun und binnen einer halben Stunde hatte er ein Häuflein Goldes gewonnen, welches ungefähr 30—50 Louis enthalten mochte. — Mein Herz pochte vor Begierde, meine Knie zitterten, meine Hand bewegte sich unwillkürlich der Tasche zu. — Soll ich es wagen? flüsterte ich dem Andern in's Ohr. — Wagen Sie immerhin, sagte er leise. Doch hören Sie, bestimmen Sie eine Summe, gleichviel ob groß oder klein, welche Sie daran setzen wollen. Sollten Sie jedoch das Unglück haben, diese Summe zu verlieren, so lassen Sie sich durch keine Begierde hinreißen, weiter zu spielen. Ich selbst spiele öfter, aber immer nur mit dieser Bedingung gegen mich selbst. — So seien es denn 5 Louis, sagte ich. Ich hatte deren 25 bei mir. Ich setzte — verlor — setzte — verlor und im Nu war ich um 5 Louis ärmer. Heimlich, denn ich schämte mich vor meinem Begleiter, zog ich noch 5 Goldstücke hervor. Aber das Glück hatte seine Launen: meine Börse war nur zu bald geleert. Der Gewinn des Andern hatte sich indeß noch verdoppelt. Mit lüsternten Augen blickte ich, von der Leidenschaft des Spiels angeregt, darauf hin. „Laß Dich den Teufel bei einem Haar erfassen und Du bist sein auf ewig.“ — Mein Bekannter bemerkte meine Aufregung. Sie haben verloren, Alles verloren? fragte er lächelnd. Ich bejahte. Wenn Sie in der That weiter zu

spielen für gut halten, sagte er mit Feinheit, so steht Ihnen meine Börse zu Diensten. — Nein, erwiderte ich nach einigem Kampfe entschlossen, es ist genug des Spiels. Kommen Sie, lassen Sie uns gehen. Mit Vergnügen erwiderte er, indem er sein Geld einstrich. Im Hinuntersteigen sagte er zu mir: Ich rathe Ihnen nunmehr selbst, spielen Sie nie wieder; Sie verstehen nicht zu spielen. Wir schieden, uns die Hände als Freunde drückend, ohne von einander weder Namen noch Wohnort zu kennen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. —

## 3.

Und Fortuna's Auge  
Gibt nach Laune heut'  
Himmelsfreuden, morgen  
Um so größres Leid.

„Spielen Sie nie wieder,“ sagte der wohlmeinende Freund. — O hätte ich seinen Rath befolgt! Aber immer schwebten die von Jenem gewonnenen Goldstücke vor meinen Augen, vor meiner Phantasie, in Verbindung mit den Herrlichkeiten des Palais Royal, die ich Marien zu Füßen legen wollte. Konnten nicht an einem glücklichen Abende mir unermessliche Reichthümer zufließen? — Kurz ich spielte am folgenden, spielte am dritten Abende und nach 8 Tagen war ich — ein Bettler. — Ich erschloß mich zwar nicht, stürzte mich auch nicht in's Wasser, denn Beides geschieht nicht so leicht, als es in Komödien und Romanen steht: aber taumelnd von Verbrecherangst gezeißelt, wankte ich am andern Morgen zu Marien, die ich seit 8 Tagen nicht gesehen hatte, weil meine Raserei des Nachts mich völlig unfähig machte, ihren Anblick am Tage zu ertragen. — Acht lange Tage nicht gesehen! Eine Ewigkeit für ein liebendes Mädchenherz! Welch ein Heer von Sorgen, Befürchtungen und schrecklichen Muthmaßungen wälzen sich während dieser Tausende von Minuten nicht marternd in ihrer geängstigten Brust auf und nieder? Jeder Tropfen Zeit ein Tropfen Qual! — Sie saß mit dem Rücken der Thüre zugewandt, aber schnell drehte sie den Kopf beim Geräusch des Eintretens. — Mein Freund! schrie sie aufjauchzend und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, die Thüre hinter mir zu schließen,

hing sie schon an meinem Halse. — Marie! rief ich, ihre Umarmung mit Gefühlen erwidern, mit denen etwa ein Schuldiger vor seinem Richter steht, — Marie! ein Glücklicher schied von Ihnen, ein Unglücklicher steht wieder vor Ihnen! — Mein Gott! wo waren Sie diese langen acht Tage? fragte die Mutter mit forschendem Blicke mich messend. — Wo ich war? Madame, an einem Ort, den schon Viele, die ihn reich, in der Fülle des Glücks betraten, als Bettler verließen. Ich habe gespielt, Madame — zum Erstenmale in meinem Leben gespielt und — verloren — Viel? — Alles! — Ein langes, peinliches Schweigen! — Aber beruhigen Sie sich, Marie, blicken Sie nicht so streng, Madame. Nein! ich habe nicht Alles verloren, noch habe ich ja Sie, Marie, noch meine Kenntnisse, meine Talente und meinen Muth. — Verzeihen Sie, mein Herr, sagte die Mutter, aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß Marie noch die Ihre sei. Marie! — Leise wand sich die Geliebte aus meinen Armen und schlich zum Sopha, in dessen Polster sie ihr Gesicht verbarg. — Um Gottes Willen, Madame, welches hartes, niederschmetterndes Wort! — Kann ein Fehltritt — — Nicht also, fiel die Mutter ein mit milderer Stimme, Sie irren auch, Herrmann, wenn Sie glauben, daß Ihr Fehltritt als solcher Sie von Marien trennt. Ich glaube — ich weiß beinahe gewiß, daß Sie niemals ein Spieler waren und die bittere Lektion, die Sie empfangen, macht mich sicher, daß Sie jemals einer werden könnten. — Wie und dennoch? — Dennoch, Herrmann! Nicht Ihre Unbesonnenheit, aber deren Folgen sind es, welche Sie von meiner Tochter trennen. Ich konnte dem Fremdlinge, der sein Glück in Paris zu machen hierher kam — es war schon viel gewagt — aber ich konnte ihm meine Tochter versprechen, so lange dieser Fremdling im Besitze von gewissen, wenn auch unbedeutenden Geldmitteln war. — — O Madame, fiel ich überrascht und empfindlich ein, niemals hätte ich geglaubt, daß so kleinliche Beweggründe — — Sie verkennen mich wiederum, Herrmann, auch das Geld an sich war es nicht, woran mir lag, aber das Geld als Mittel, um

Ihren Kenntnissen und Talenten in Paris Beachtung, Anerkennung und demnach einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, der Ihre und Marien's künftige Existenz gesichert hätte. Alles strebt heutzutage nach Geld und Wohlstand. Der Arme, junger Mann, der Bettler, wird in Paris weder beachtet noch gesucht und wenn er ein Sokrates wäre. Oder glauben Sie nicht, daß viele Hundert talent- und kenntnißreiche Fremdlinge in diesem Augenblicke das Pflaster von Paris mit nicht allzuehrenfesten Stiefeln, ja in noch viel schlimmerer Verfassung treten, die von gestern noch hungrig, auch heute nicht wissen, was sie zu Mittag essen werden? — O, Madame, Sie vernichten mich. So wäre ich auf ewig von Marien getrennt? Ach Marie! — Das Mädchen wandte ihr Gesicht zu mir hin und sah mich mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, in welchen Liebe und Entfagung den härtesten aller Kämpfe kämpfen. — Ich trat zu ihr, ich ergriff ihre Hand, meine Thränen vereinigt mit den ihrigen, strömten darauf herab. — Es thut mir wehe, sagte die Mutter bewegt, aber Sie begreifen, junger Mann, wie viel ich der Ehre meines verstorbenen Gatten vergeben würde, wenn ich der Tochter eines französischen Majors länger ein Verhältniß mit einem jungen Fremdling erlaubte, der nichts ist und nichts hat, nicht einmal Aussichten. Kehren Sie mit solchen zurück, und wenn Marien's Herz noch das Ihre ist — wir werden ja sehen! — Marie preßte meine Hand fest zwischen ihre beiden kleinen Händchen. — Leben Sie wohl, Herrmann, sagte die Mutter. — Leise lösten sich Marien's geschlossene Finger. Noch einmal traf mein Auge jener unbeschreibliche Blick. Vernichtet stürzte ich aus dem Hause. Verfluchtes Geld!

## 4.

Ich will, ich kann kein Lebewohl dir sagen;  
Denn ewig werd' ich tief im Busen tragen  
Dein süßes Bild: es wird in trüben Tagen  
Wohl Tröstung meinen schlimmsten Qualen  
schicken;

Doch sollt' ich einen heitern Tag erblicken,  
Wird' es die ungeruf'ne Lust ersticken.

Schmerz vergeblicher Liebe ist etwas sehr  
Schlimmes, aber Hunger und zwar bedeutender



ist etwas noch Schlimmeres. — Meine Uhr, mein Siegelring, meine Tuchnadel wandelten den Weg — zwar nicht alles Fleisches, aber aller Pretiosen zur Zeit der Noth. Das wenige daraus gelöste Geld zerrann unter meinen Händen. Die Miete für den kommenden Monat mußte voraus bezahlt werden und außerdem hatte jeder Tag noch seine eigenen Bedürfnisse, welche Ansprüche an meine geringe Kasse machten. Es mußte etwas unternommen werden, um Marien's Mutter Lügen zu strafen. So stand ich denn eines Morgens im Entreezimmer des Marquis 3 . . . und wartete auf den Erfolg der Meldung. Ich wartete nicht lange, sondern ich wartete nur eine Stunde. Endlich wurde ich in das Kabinet des Marquis gerufen. Sie sind, mein Herr? fragte der Marquis, indem er aufstand und mir mit ausgezeichnete Artigkeit entgegentrat. — Ich bin ein Deutscher, mein Herr, und heiße Herrmann. — Und wünschen? — Ich habe erfahren, mein Herr, daß Sie für Ihre Söhne einen deutschen Lehrer und Erzieher wünschen und habe die Ehre . . . Ach! setzen Sie sich doch! es ist lange her, daß Sie Ihr Vaterland verlassen haben? — Ein paar Monate. — Ein schönes Land. Ich liebe Deutschland, ich liebe die Deutschen; ich wünsche, daß meine Söhne eine deutsche Bildung erhalten! Wie gefällt Ihnen Paris? — — Vielleicht zu sehr für einen Deutschen. — Wir sprechen nun eine ziemliche Weile über Interessantes in Paris, kommen auf das Unterscheidende im deutschen und französischen Charakter u. s. w. Der Marquis sprach ohne Prädilektion, unterrichtet, geistreich. Wir schienen außerordentlich zufrieden miteinander. Endlich fragte der Marquis: Sie sind musikalisch? — Ich kenne die Musik und spiele Piano. — Vortrefflich, ich bin entzückt, mein Herr. Sie sind zugleich Literat? — Ich habe meine Studien auf Universitäten gemacht. — O, sagte der Marquis, ich hoffe mit Sicherheit, daß wir uns recht gut arrangiren. Haben Sie die Güte, setzte er hinzu, indem er seine geöffnete Hand hinhielt. — Ich glaubte, es gälte einen deutschen Händedruck und war einfüßig genug, schon meine Hand entgegen zu strecken. — Verzeihen Sie, sagte er lächelnd,

ich meine Ihre Papiere und Ihre Empfehlungen. — Ich habe deren nicht, mein Herr. — Nicht? — Ich glaubte, daß Papiere aus der Fremde her, hier in Paris kaum einigen Einfluß haben dürften und daß der Mann selbst und seine Leistung die beste Empfehlung sein müßte. — Sie haben vollkommen recht, erwiederte er, mit ächt französischer Artigkeit, indes sind Sie unstreitig bei hiesigen angesehenen Personen insinuiert. — Auch das nicht, mein Herr, ich bin vollkommen unbekannt in der Stadt. — Ah so! sagte er, indem er aufstand. Eh bien! mein Herr, ich muß Ihnen sagen, daß es eigentlich nicht meine Absicht war, sogleich ein Arrangement für meine Söhne zu treffen, daß es damit noch etwas anstehen dürfte. Indessen bin ich ausnehmend erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich würde es mir nicht versagen, Sie zu Tische einzuladen, wenn ich nicht zu meinem Bedauern heute gerade außer dem Hause speisen müßte. Haben Sie jedoch die Güte, mir Ihre Adresse aufzugeben, damit ich über kurz oder lang in den Stand gesetzt bin — — Erröthend zog ich meine bescheidene, von mir selbst geschriebene Karte mit dem entseßlichen: au quatrieme hervor und reichte sie ihm. Mit der verbindlichsten Miene steckte er sie in sein Portefeuille und verneigte sich dann. — — Ich empfahl mich. Mit einigen Variationen ging es mir ähnlich in 5 bis 6 Häusern, wo ich, das ungeheure Paris zu Fuß durchlaufend eine Anstellung als Privatlehrer suchte. Es fing an, schmutzig auf der Straße zu werden und ich bemerkte recht gut, daß meine nicht allzusaubere Kleidung unter Parthieen auf dem spiegelblanken Parket das Erste war, was von meinem Ich nicht bloß der Dienerschaft, sondern auch der Herrschaft in das Auge fiel, obgleich außerdem mein Anzug sauber und modisch war. In einem Hause, wo ich in das Besuchzimmer geführt wurde, fand ich sogar Gelegenheit, eine Probe meiner ziemlich Fertigkeit auf dem Piano abzulegen. Man war entzückt, man bat um noch eine und wieder eine Piece; meine Brust schwoll von Hoffnung und ich spielte immer besser. Aber wenn es zur Hauptsache kam, so kam jedesmal der hinkende Bote nach, mit der verzweifelten Frage: mein Herr, bei

welchen Personen von Bedeutung sind sie influiert? — Enfin — es war nichts damit. Was nun? — Ich bemühte mich nun, um Stellen auf Comptoirs, in Buchhandlungen, um ein Engagement als Sekretär bei diesem und jenem großen Herrn. — Aber, mein Herr, hieß es, glauben Sie uns, Paris ist überfüllt mit Subjekten, die dergleichen suchen und nicht finden können und die noch dazu wichtigen Orts hier auf das Angelegentlichste empfohlen sind. — — — O, ich dachte an die Mutter meiner verlornen Marie. — Aber guter Gott, was nun anfangen? „warten Sie“ hatte man mir an Orten gesagt, wo man es weniger böflicher, vielleicht aber doch aufrichtiger mit mir zu meinen schien, es läßt sich in dergleichen Dingen durchaus nichts für den Augenblick thun; suchen Sie bekannter zu werden, Freunde zu erwerben. Es läßt sich unterdessen eher eine Gelegenheit abpassen und festhalten. — Mein Gott! Freunde suchen, warten, abpassen, wo man in seiner Kasse schon ganz — ganz nahe an dem letzten Fünffrankenstück ist, wo die letzte Woche des vorausbezahlten Miethsmonats drohend herannaht, und jeder Tag noch nähere Sorgen, viel dringenderer Art mitbringt. — Endlich — in einer schlaflosen Nacht fiel mir ein, daß ich mich früher, zu meinem Vergnügen, in kleinen literarischen Arbeiten poetischer Art versucht hatte. Meine Sachen hatten meinen Bekannten und Freunden damals außerordentlich gefallen; ja, sie hatten sie ganz allerliebft gefunden. Noch hatte ich nichts von diesen Dingen der Oeffentlichkeit übergeben; jetzt, ja jetzt sollten diese in meinem Koffer verborgenen Schätze an das Licht gebracht, sie sollten der Oeffentlichkeit übergeben werden; sie sollten nicht bloß meinem hungern- den Magen Befriedigung verschaffen, sie mußten mir auch Ruhm, Achtung bringen. Es litt mich nicht mehr im Bette. Ich sprang auf, zündete Licht an und machte mich über meine verborgenen Manuscripte her. Es wurde gesondert, ausgeschieden, hinzugesetzt, verbessert und für den Druck geordnet und erst als der Morgen weit über das Grauen hinaus war, hatte ich meine Arbeit geendet und hielt ein hübsches schweres Manuscript in meiner Hand, welches

leicht ein ansehnliches Bändchen ausmachen konnte. Wie schlug mein Herz! Wie hob sich meine Brust! ich dachte an Marien. Wie erhaben fühlte ich mich über die kleinen Erbärmlichkeiten des täglichen Bedürfnisses. Ich war froh und wohlgemuth:

Dachte an das alte Märchen  
Von der Fee so wunderhold,  
Alles was ihr Hauch berührte,  
Ward verwandelt gleich in Gold.  
Ward verwandelt in Demanten  
Und in Perl' und Edelstein',  
Jedes Gräschen, das sie pflückte,  
Ward zur Blume zart und fein.  
Und so glaubt' ich, wird verwandelt  
Auch mein leidiger Gesang,  
Weil er in das Herz Marien's,  
In das liebe Herz ihr klang.

Bald prangen diese so unansehnlichen Schriftzüge, mit schönen Pariser Lettern gedruckt, auf weißem Velinpapier. Und nun das Titelblatt, vollends das Titelblatt! „Georginen“ dargebracht von Carl Herrmann. — Was für große Augen mußte man nicht in meiner lieben Vaterstadt machen! — Glücklicher Einfall! — Kaum litt es mich noch in meinen vier Bänden. Indessen war es noch früh, und ich hatte Zeit darüber nachzudenken, wie die Sache eigentlich anzufangen wäre. — Hm! — zu einem fremden französischen Buchhändler mit dem Manuscript unter dem Arm hinlaufen, war etwas mißlich. Ich kannte das vom Hörensagen. Wer nun einen Freund hätte! — Aber lebten denn in Paris nicht viele deutsche Literaten, die sich angelegentlich mit französischer und deutscher Literatur beschäftigten? Obnehin war es nicht zu verantworten, daß ich noch nicht die Bekanntschaft eines Einzigen unter meinen Landsleuten gesucht hatte. — Halt! — Ich hatte von einem hier lebenden jungen deutschen Doktor gehört, hatte ihn sogar einmal auf einem Kaffeehause gesehen. Zwar war ich ihm durchaus unbekannt. Aber was that das? War er nicht mein Landsmann? mein Genosse im Geist? hatte er nicht deutsche Luft geathmet, gleich mir? Hing er nicht, wie ich, noch mit tausend Fasern an der deutschen Erde? — Gleichviel, ob Sachse, ob Rheinländer? — Zu ihm wollte ich, wollte

ihn um seinen Rath, um seinen Beistand bitten. — Sobald es nicht mehr zu früh war, eilte ich in das Kaffeehaus, wo ich ihn gesehen hatte, und war glücklich genug, seine Adresse zu erfahren. — Mein Manuscript unter dem Arm trat ich gemeldet ein; der Doktor M. N. hatte, wie man es heute zu nennen beliebt, eine „aristokratische“ Umgebung, d. h. Alles war sauber und elegant, also kostbar in seinem Arbeitszimmer. Schöne seidengepolsterte Lehnstühle, Mahagoni-Möbeln des neuesten Geschmacks, Alabaster-Büsten, Bibliothek &c. Er selbst saß auf dem Sopha hinter seinem Arbeitstische, eifrig schreibend. Er schien so vertieft in seine Arbeit, daß er mein Dasein gar nicht bemerkte. Endlich — ich hatte mich gekäuspert — hob er rasch sein Haupt empor und sah mich mit dem zerstreuten, in sich hineinschauenden Blick eines tiefen Denkers an, der zwar für diese alltägliche Wirklichkeit aufgeweckt, aber noch nicht recht wach geworden ist. Er spielte außerordentlich gut — denn den Mann hätte man auf dem Kaffee sehen müssen. — Verzeihen Sie, Herr Doktor, sagte ich, daß ich Ihre geneigte Aufmerksamkeit für einige Minuten in Anspruch nehme. — Er nickte, ohne aufzustehen, ein wenig mit dem Kopfe und sah mich höchst befremdet fragend an. — Nein, da lobte ich mir doch den artigen Marquis. — Was wünschen Sie, fragte er, da ich schwieg, französisch. Gegen meinen Willen war ich gezwungen, in französischer Sprache ihm mein Anliegen vorzutragen, um seinen Rath, um seinen Beistand zu bitten. Zugleich reichte ich ihm mein Manuscript hin, mit dem Ansuchen, es einer oberflächlichen Durchsicht zu würdigen. — Sie sind im Irrthum, mein Herr, sagte er — indem er abweisend seine weiße beringte Hand gegen die Kinder meiner Muse ausstreckte — Sie sind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie vermuthen, daß ich der deutschen Literatur mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte und vollends ganz unbekannt bin ich mit den Wegen, wie man dergleichen Dinge hier in Paris zum Verlage bringt. Ich selbst beschäftige mich nur mit französischer Literatur. Er neigte sich wie entlassend und griff zur Feder. — Mein Herr, begann ich, wenn Sie mir

nur — Verzeihen Sie, erwiederte er, indem er mich etwas grob anblickte, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, wie sehr ich beschäftigt bin. — Vielleicht, versetzte ich, indem ich alle Demuth zusammen nahm, deren ich in diesem Augenblick Meister war, vielleicht könnten Sie mir die Adresse eines deutschen Literaten aufgeben, der meinen Wunsch zu erfüllen im Stande wäre. — Er sann eine Weile. Dann schrieb er auf einen Papierstreifen einige Worte und reichte sie mir hin, ohne mich dabei anzusehen. — — — Ich habe später erfahren, daß dieser Herr Doktor einen Band von Gedichten in französischer Sprache, unter dem Titel: „Heimathstimmen“ herausgegeben hat. — Meinen Papierstreifen in der Hand, mein Manuscript unter dem Arm, eilte ich nun in das mir bezeichnete Quartier. Man wohnte diesmal gleich mir au quatrieme und in nicht aristokratischen Umgebungen, das Zimmer war voll Tabaksqualm. — Er empfing mich sehr freundlich. — Ein Deutscher! ein Deutscher! rief er, ich seh' es immer auf den ersten Blick. Ich möchte sagen, ich wittere deutsche Luft und rieche deutsche Erde. — Ich wollte etwas freundliches erwiedern, aber er war einmal im Zuge. Gewiß auch einer jener Unglücklichen, sagte er, die gezwungen sind, dem geliebten Vaterlande den Rücken zu kehren und sich hier eine neue Heimath zu suchen. Doch weshalb? erzählen Sie, hier dürfen Sie frei sprechen. Nicht wahr, Sie gehören zur Opposition? Doch was hat man Ihnen zum Verbrechen gemacht? Was haben Sie geschrieben? mir dürfen Sie Alles vertrauen. — Lieber Landsmann, ich habe in Deutschland weder etwas geschrieben noch sonst etwas verbrochen, das mich zur Flucht gezwungen hätte. Meine Neigung trieb mich hieher, die Früchte der Freiheit hier zu genießen, die die Germanen den Galliern gebracht haben, nach der wir vergebens ringen.

(Schluß folgt.)

## F e u i l l e t o n .

### Englische Omnibus-Statistik.

Aus einer Statistik ergibt sich, daß 3000 Omnibus in England täglich fahren und daß zu denselben 130,000 Pferde gehören. Die Kosten des Omnibuswesens, den Ankauf der Fuhrwerke und der Pferde nicht eingerechnet, betragen etwa  $2\frac{1}{2}$  Millionen Pfd. St. Die Zahl der Passagiere, welche diese 3000 Omnibus jährlich befördern, beläuft sich auf etwa 300 Millionen.

**Verschiedene Ansichten.** Bei dem Feste Bumley's in London wünschte der Gesandte von Nepal der Carlotta Grisi vorgestellt zu werden, deren Tanz ihn in der Oper entzückt hatte. Sein Wunsch wurde erhört, allein er erkannte sie nicht wieder, und zwar, wie der indische Fürst sich sehr naiv gegen den Dolmetscher ausdrückte, „weil sie angekleidet wäre.“

**Der Respektshaken.** Dem Rittersgutsbesitzer Geist von Beeren auf Großbeeren, bekannt durch eine Menge schnurriger Prozesse, wurde einst von dem königlichen Kammergericht zu Berlin eine Eingabe zurückgeschickt, „weil er bei der Unterzeichnung den erforderlichen Respektshaken (den unerläßlichen Zopf) nicht hinzugefügt habe.“ Herr v. Geist schickte hierauf einen, mit allen möglichen Sorten von Haken, welche sich in seiner Wirthschaft vorfinden, beladenen Wagen dem Präsidenten des Kammergerichts mit dem Anheimstellen, aus den überschickten Haken denjenigen, „welchen ein hochpreisliches Kammergericht für den respektvollsten halte, den Akten beizufügen.“

**Türkische Justiz.** In den ersten Tagen des August beging der Stellvertreter Said Paschas von Damaskus eine grausame Handlung gegen einen preuß. Angehörigen, Abraham Romano. Derselbe war von einem Türken bestohlen worden und hatte den Dieb auch dabei ergriffen. Andere hinzukommende Türken befreiten denselben indessen unter der Behauptung, die Israeliten hätten den armen Mann in das Haus gelockt, um ihn zu tödten. Obgleich man bei dem Diebe die geraubten Gegenstände fand und dieser den Diebstahl nicht geleugnet hatte, verlangten die Türken, daß Romano nebst zwei andern jungen Israeliten sich sammt dem Diebe mit ihnen

sogleich in's Serail begeben sollten. Dort wurden sie sogleich vor den Stellvertreter des Pascha gebracht, welcher die Israeliten nicht anhören wollte, sondern nur die Muselmänner sprechen ließ, die ihm die erdichtete Fabel erzählten. Der Kiaja (Stellvertreter) gab den Befehl, den Dieb sogleich in Freiheit zu setzen, dem Romano und den beiden andern Israeliten eine Anzahl Stockstreiche zu ertheilen. Die beiden letztern waren türkische Unterthanen und unterzogen, ohne ein Wort zu sagen, sich der ungerechten Strafe. Romano glaubte aber als preuß. Unterthan protestiren zu dürfen und zeigte das Consulat-Zeugniß vor. Dies erbitterte den Kiaja der Art, daß er den Befehl ertheilte, die Zahl der Stockstreiche zu verdoppeln. Wirklich wurde der Unglückliche auf eine so grausame Art geprügelt, daß er am 22. August in Folge dieser Schläge seinen Geist aufgab. Der Kiaja hatte sich nicht mit den Stockstreichen begnügt, sondern ihn mit Ketten belastet, in einen engen Kerker werfen lassen. Erst als der preußische Consul, Dr. Wegstein, die Behandlung erfuhr und sich persönlich an den Kiaja wendete, wurde Romano in sein Haus auf sein Bett gebracht, das er nicht mehr lebendig verließ. Herr Dr. Wegstein schrieb schon zwei Notizen an den Pascha, die Bestrafung des Kiajas und Genugthuung für die grausame That verlangend. Der Consul erhielt keine Antwort, woraus man schließen muß, daß Said Pascha das Benehmen des Kiaja stillschweigend gut heiße. Am 22. ging Said Pascha an der Spitze der Karawane nach Mecca und nahm auch den erwähnten Stellvertreter mit sich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Man hoffte, die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel werde sich dieser Angelegenheit mit Wärme annehmen, um eine vollständige Genugthuung zu erhalten, da sonst für die Europäer, welche sich hier anstellen, keine Sicherheit mehr geboten ist.

### Berichtigung.

In Nr. 37 d. Bl. hat der Artikel: „Die Zuschauer auf dem französischen Theater vor hundert Jahren“ eine falsche Unterschrift erhalten. Dieselbe muß lauten: L. Th.-Chr. und ist damit Sturm und Kopp's „Leipziger Theater-Chronik“ gemeint. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.